

IM SPIEGEL DER ZEIT

Die Stunde der Kirche

Kirche in der DDR – Ein pastoraltheologischer Ansatz

Als der Erzbischof von München und Freising Friedrich Kardinal Wetter am 16. November 2001 den Konzilsnachlass seines Amtsvorgängers Julius Kardinal Döpfner (1913–74) für die Forschung freigab, fiel bei dem aus diesem Anlass vom Archiv des Erzbistums veranstalteten Wissenschaftlichen Kolloquium mehrfach das Wort von der „Stunde der Kirche“, welches Döpfner immer wieder gebraucht habe. Für die dem mitteldeutschen Diasporakatholizismus entstammenden Zuhörer im Plenum dürfte sich rasch der Gedanke an ein Büchlein aufgedrängt haben, welches im Jahr des Mauerbaus 1961 auf Anregung, vielleicht sogar im Auftrag des damaligen Berliner Bischofs Döpfner entstand, unter Synonym und als Manuskript gedruckt an den staatlichen Behörden vorbei in die DDR geschmuggelt wurde, wo es, als „pastorale Handreichung“ an die Priester der verschiedenen Jurisdiktionsbezirke verteilt, eine große Wirksamkeit entfaltete. In diesem Büchlein, das den Titel „Die Stunde der Kirche“ trägt,¹ fasste der damalige Magdeburger Seelsorgeamtsleiter und spätere Erfurter Bischof Hugo Aufderbeck (1907–81)² seine Überlegungen zu einer pastoralen Konzeption zusammen, die dem Bemühen entsprangen, angesichts der rasch fortschreitenden und sich zunehmend stabilisierenden politisch-staatlichen Teilung Deutschlands nicht nur eigenständige kirchliche Strukturen aufzubauen, sondern vielmehr auch spezifische Mittel und Wege in der Pastoral zu finden und den Auftrag der Kirche in einer „säkularen“³ bzw. „ideologischen (weltanschaulichen) Diaspora“⁴ zu formulieren. Als Prämissen seines Ansatzes kann dabei die Erkenntnis gelten, dass Pastoral es immer sowohl mit der Wirklichkeit Gottes als auch mit der Situation der Welt zu tun hat. Erstere bestimme dabei die immer gleichbleibende Grundform der Seelsorge, letztere dagegen das Kolorit zu verschiedenen Zeiten und – so ließe sich fortführen – die verschiedenen Formen des Umgangs mit der konkreten Situation in Zeit und Raum. Seelsorge könne niemals ort- und zeitlos sein, weil ansonsten „Ort und Zeit mehr oder weniger vom Evangelium unberührt“ geblieben wären. „Um der Seelen willen und um des Heiles der Welt

¹ *Die Stunde der Kirche oder Alle Zeiten sind Zeiten des Herrn. Eine Handreichung zur Seelsorge von Rektor Christian Hammerschmidt (Pseud. [H. Aufderbeck]), o. O. o. J. [1961].*

² Zu Aufderbecks pastoraler Arbeit bis 1962 vgl. im Einzelnen: Cl. Brodkorb, *Bruder und Gefährte in der Bedrängnis – Hugo Aufderbeck als Seelsorgeamtsleiter in Magdeburg. Zur pastoralen Grundlegung einer „Kirche in der SBZ/DDR“*. Paderborn 2001.

³ K. Feiereis, *Denkschrift des Philosophisch-Theologischen Studiums Erfurt*, in: *MThZ* 42 (1991) 261–268, hier: 263.

⁴ L. Ullrich, *Diaspora konkret. Theologische Aspekte im Blick auf die heutige Situation der Kirche in der DDR*, in: *MThZ* 42 (1991) 213–227, hier: 214.

willen“ müsse immer wieder nach dem Zustand des konkreten Ortes und der konkreten Zeit gefragt werden.⁵

Verschiedene Antworten auf die Herausforderungen der Zeit

Dass man angesichts der in der mitteldeutschen Diaspora vorfindlichen Situation durchaus auch zu anderen Antworten gelangen konnte, als sie – wie unten noch gezeigt werden wird – Aufderbeck fand, zeigt ein Vergleich mit den Überlegungen des Vorsitzenden der Berliner Ordinarienkonferenz (seit 1976: Bischofskonferenz) Alfred Bengsch (1921-79)⁶, der 1961 als Nachfolger des nach München-Freising transferierten Julius Döpfner Bischof von Berlin und 1967 Kardinal geworden war. Bengsch setzte ganz auf die Tradition, von der er überzeugt war, dass sie „der Weg zur Wahrheit über Gott und Mensch sei, einer Wahrheit, die den Menschen frei macht von immanenten Zielen und für eine neue Sicht der Welt“⁷. In seiner 1956 bei Michael Schmaus (1897-93) in München eingereichten Dissertation zur Struktur und Entfaltung des theologischen Denkens des hl. Irenäus von Lyon⁸ hatte er die Grundkonzeption für eine Verkündigung und Pastoral gewonnen, in deren Mittelpunkt die unverkürzte Verkündigung des Evangeliums stand, auch auf die Gefahr hin, als „konservativ“ oder „traditionalistisch“ eingeschätzt zu werden⁹. Aus dieser Haltung heraus gelang es ihm, „die Bischöfe und Ordinarien zu einer Konferenz zu formen, die nach außen mit einer Stimme sprach“, die katholische Kirche in der DDR in der Zeit nach dem Konzil vor Experimenten oder möglicherweise zu großer Nähe zum Staat zu bewahren, auch wenn dies in gewisser Weise zu Lasten einer größeren Offenheit gegenüber einer Beteiligung und Mitverantwortung der Gläubigen und des Klerus am gesellschaftlichen Leben geschah und einer Getoisisierung der Kirche Vorschub leistete.¹⁰

Besonders bei der Rezeption des II. Vatikanischen Konzils bewährte sich Bengschs an der Tradition orientierte pastorale Konzeption. Weit davon entfernt, die Umsetzung der Konzilsbeschlüsse zu behindern, bemühte er sich beispielsweise

⁵ H. Aufderbeck, *Stunde der Kirche* (wie Anm. 1), 7 f.

⁶ Zu Bengsch: G. Lange, *Alfred Kardinal Bengsch (1921–1979)*, in: *Zeitgeschichte in Lebensbildern*, Bd. 7: Aus dem deutschen Katholizismus des 19. und 20. Jahrhunderts. Hrsg. v. J. Aretz – R. Morsey – A. Rauscher. Mainz 1994, 161–174.

⁷ J. Pilvousek, „*Innenansichten*“ – Von der „Flüchtlingskirche“ zur „katholischen Kirche in der DDR“, in: *Rolle und Selbstverständnis der Kirchen in den verschiedenen Phasen der SED-Diktatur* (= Materialien der Enquête-Kommission „Aufarbeitung von Geschichte und Folgen der SED-Diktatur in Deutschland“ [12. Wahlperiode des Deutschen Bundestages]. Hrsg. v. Deutschen Bundestag VI/1–2). Baden-Baden 1995, 1134–1163, hier: 1159.

⁸ A. Bengsch, *Heilsgeschichte und Heilswissen. Eine Untersuchung zur Struktur und Entfaltung des theologischen Denkens im Werk „Adversus haereses“ des hl. Irenäus von Lyon* (= EThSt 3). Leipzig 1957.

⁹ Vgl. E.-M. Wypler, *Alfred Kardinal Bengsch – Theologische Grundmotive seines Handelns als Bischof von Berlin*. Dipl. theol. masch. Erfurt 1994, 16–24; G. Lange, *Bengsch* (wie Anm. 6), 165.

¹⁰ Vgl. J. Pilvousek, *Innenansichten* (wie Anm. 7), 1159 f.

um eine rasche Veröffentlichung der verabschiedeten Texte in der DDR, die deutlich zügiger und umfangreicher als in anderen Ostblockstaaten ausfiel und sich vor allem auch bei der hinter der Entwicklung im übrigen deutschen Sprachraum kaum zurückbleibenden Einführung der Liturgiereform positiv auswirkte.¹¹ Gegen den Euphorismus der Konzils- und Nachkonzilszeit aber rang Bengsch im Zusammenhang mit der von ihm abgelehnten Pastoralkonstitution über die Kirche in der Welt von heute (*Gaudium et Spes*) darum, dass der „evangeliumsgemäße Dienst der Kirche für die Welt klar zum Ausdruck kam“¹². Entsprechend lehnte er ein wie auch immer geartetes zustimmendes Engagement für das SED-Regime ab, auch auf die Gefahr hin, einer „Verweigerungshaltung“ bezichtigt zu werden sowie „Gettomentalität“ und „Nischenexistenz“ zu fördern¹³.

Bengschs kompromisslose Bindung an die Tradition brachte ihn tendenziell und gelegentlich auch konkret in Widerspruch zu anderen pastoralen Ansätzen, die sich weniger an theologischen Idealen als an den Erfordernissen der täglichen Seelsorge, an den konkreten Nöten der anvertrauten Menschen orientierten. Diese auch innerhalb der Ordinarien- bzw. Bischofskonferenz latent über die Jahre mehr oder weniger stark existierende Spannung verschiedener Ansätze, die aus ihrer jeweiligen Grundlegung durchaus vertretbar erschienen, eskalierte 1979 in einer Auseinandersetzung zwischen dem nunmehrigen Erfurter Bischof Aufderbeck und Bengsch um einen unter Aufderbecks Federführung erarbeiteten Entwurf für einen Fastenhirtenbrief zur Thematik des christlichen Menschenbildes.¹⁴ Während Bengsch den Aufderbeck-Entwurf einer zu starken Situationsbezogenheit bezichtigte und eine von der vorfindlichen Situation unabhängige schriftbezogene Anthropologie einforderte, argumentierte Aufderbeck, dass es in der christlichen Tradition durchaus Beispiele gäbe, wo unter Hinnahme der Tatsache, nicht die ganze Wahrheit verkünden zu können, der Mensch mit seinen konkreten Fragenstellungen und Problemen angesprochen worden sei. Und zu den konkreten Fragen der Menschen in den mitteldeutschen Diözesen gehörte eben vor allem die Frage nach der Bewältigung der permanenten Konfrontation mit der atheistischen Ideologie, die beim Namen zu nennen sich Bengsch wohl auch im Rahmen seiner staatskirchenpolitischen Konzeption scheute.

Aufderbeck hatte in Magdeburg lange intensiv mit dem späteren Berliner Bischof Wilhelm Weskamm (1891–1956) zusammengearbeitet und von ihm manche Anregung und Prägung erfahren und seinerseits ausgeübt. Während Weskamm sich zwar bemühte, auch auf durchaus neuen Wegen der gegenwärtigen Situation zu begegnen, seine Pastoral aber noch nicht durchgehend reflektiert erscheint¹⁵, finden sich bei Aufderbeck immer wieder systematische Überlegungen zu einer Pastoraltheolo-

¹¹ Vgl. G. Lange, *Bengsch* (wie Anm. 6), 168–170.

¹² Ebd., 169.

¹³ Ebd., 170–173.

¹⁴ Aufderbecks Entwurf vom 1. September 1979, die Kritik Bengschs vom 12. Oktober 1979 und die Erwiderung Aufderbecks an Bengsch vom 6. November 1979 in: *Regionalarchiv Ordinarien Ost*. Erfurt – A II 14; dazu auch: U. Haese, *Katholische Kirche in der DDR. Geschichte einer politischen Abstinenz*. Düsseldorf 1998, 188–193.

¹⁵ J. Pilousek, *Innenansichten* (wie Anm. 7), 1160.

gie der Diaspora. In diesen seinen grundlegenden Überlegungen, in denen er gleichsam induktiv „die Prinzipien der Pastoral von der Gemeinde her formte und dort wieder anwendete“¹⁶, setzte sich Aufderbeck deutlich von dem eher deduktiv vorgehenden Bengsch ab. Mit seinen pastoraltheologischen Konzeptionen hat Aufderbeck – etwa als Vorsitzender der „Arbeitsgemeinschaft der Seelsorgeamtsleiter auf dem Gebiet der DDR“ (1948–64) – die Seelsorge in der mitteldeutschen Diaspora weit über die Jurisdiktionsbezirke Magdeburg und Erfurt hinaus entscheidend geprägt.

Die Not der Zeit als „äußere Gnade“ verstehen

Aufderbeck war am 23. März 1909 im sauerländischen Hellefeld (Kreis Arnsberg) geboren worden.¹⁷ Nach dem Studium der Philosophie und Theologie in Paderborn, Wien und München 1936 von Erzbischof Kaspar Klein (1865–1941) im Hohen Dom zu Paderborn zum Priester geweiht, sah er sich bereits mit den Auswirkungen der nationalsozialistischen Diktatur konfrontiert, als etwa sein im holländischen Exil weilender Heimatpfarrer an der Primiz nicht teilnehmen konnte. Die Auseinandersetzung mit der nationalsozialistischen Ideologie sollte in den folgenden Jahren die pastorale Arbeit Aufderbecks – zunächst als Religionslehrer in Gelsenkirchen, dann als Vikar und Studentenpfarrer in Halle/S. – prägen, obwohl schon hier galt, was er später angesichts der kommunistischen Diktatur formulierte, dass er nicht daran denke, sich „die Pastoral von der Gegenseite bestimmen zu lassen“, sondern vielmehr die Not der Zeit als „äußere Gnade“ verstehe, die intensiver zu dem antreibe, „was wir auf Grund des Auftrages Christi ohnehin tun müssen“; Ziel der Seelsorge war für Aufderbeck nicht die Bekämpfung einer Ideologie, sondern der „Aufbau des Leibes Christi und die Aufrichtung seines Königiums“¹⁸. Diesem Anliegen dienten seine Bemühungen, die einzelnen Glieder des Leibes gegen die Anfechtungen der Umwelt zuzurüsten, wenn er beispielsweise mit seinen Schülern und Studenten Nietzsches Zarathustra las, um ihnen die Irrlehren des Nationalsozialismus von ihren Wurzeln her zu erläutern. Auch seine frühzeitigen Bemühungen um eine Erneuerung der Liturgie, besonders der „Feier der vierzig und fünfzig Tage“, sind diesbezüglich zu nennen.¹⁹

Anfang 1948 übertrug Wilhelm Weskamm Aufderbeck die „Leitung des neu zu errichtenden Seelsorge-Amtes für das Erzbischöfliche Kommissariat Magdeburg“.

¹⁶ P. J. Kockelmann, in: H. Aufderbeck, *Das gemeinsame Werk. Ein Werkbuch zur Seelsorge anlässlich des 60. Geburtstages von Hugo Aufderbeck. Aus seinen Aufsätzen, Predigten und sonstigen Veröffentlichungen*. Im Auftrag des Bischöflichen Seelsorgeamtes Erfurt hrsg. v. Walter Henrich. Leipzig-Heiligenstadt 1969, 6.

¹⁷ Zur Biographie Aufderbecks: Cl. Brodkorb, *Hugo Aufderbeck (1909–81)*, in: *ThGl* 88 (1998) 145–169.

¹⁸ H. Aufderbeck, Stunde der Kirche (wie Anm. 1), 11.

¹⁹ Vgl. Hugo Aufderbeck u. a., *Pascha Domini. Die Feier der Ostergeheimnisse*. Hrsg. v. Seelsorgeamt für das Erzbischöfliche Kommissariat Magdeburg. Halle 1948; Hugo Aufderbeck (Hrsg.), *Die Feier der vierzig und fünfzig Tage. Ein Werkbuch*. Leipzig 1958, ²1960.

In einer grundlegenden Erarbeitung „Diasporaseelsorge heute“²⁰ betonte Aufderbeck auf der konstituierenden Sitzung die Wichtigkeit des gemeinsamen Ziels in der Pastoral, das vor allem darin bestehe, dass Gemeinde gebildet werde. Es komme in der Diasporaseelsorge darauf an, dass alle ein gemeinsames großes Ziel hätten, einen Bauplan, und dass ein jeder an seiner Stelle am heiligen Dom baue. Es dürfe nicht so sein, dass jeder gleichsam eine Baracke baue, sondern alle müssten zusammen den *einen* großen Dom errichten. Dem diene das Suchen nach dem gemeinsamen Ziel. Und dieses Ziel bestehe darin, dass *Gemeinde* gebildet werde: Gemeinde Jesu Christi inmitten einer glaubenslosen Umgebung. Eine zufällig zusammen gewürfelte Schar von Christen, aber auch eine Kirche voller Menschen seien noch keine Gemeinde. Gemeinde sei Gemeinschaft im Herrn: Gemeinsamkeit in der Lehre, im Brot-Brechen, im Gebet, in der helfenden Liebe, wo einer des anderen Last trage und alle ein Herz und eine Seele seien. Eine wichtige Vorbedingung auf dem Weg dahin sei, den gegenwärtigen Zustand nicht weiter als vorläufig zu betrachten, nicht mehr auf eine baldige Änderung der äußeren Verhältnisse zu warten. Die Gläubigen müssten ein inneres Ja zu der bestehenden Situation sagen, zum Heute, und darin den Ruf Gottes sehen für ein großes neues Werk in dieser Stunde und in diesem Raum. Es könne keine Gemeinde werden, wenn die Gläubigen immer „auf dem Sprunge“ sind, zum Osten oder zum Westen.

Die mit Weskamm begonnene neue Sichtweise der Diaspora als Chance und Herausforderung, als Aufgabe und Berufung wurde von Aufderbeck aufgegriffen und weiter ausgebaut. In großen Lettern zierte das Schriftwort „Auf dieses herrliche Land ist mein Los gefallen“ (Ps 16,6) die Wand seines Arbeitszimmers im Magdeburger Seelsorgeamt. Das bereits deutlich von Aufderbeck geprägte Dokument zur Diasporaseelsorge der 1948 in Werl/Westf. stattfindenden Paderborner Diözesansynode, an der er als Assessor des Erzbischöflichen Kommissariates und berufenes Mitglied der Synode teilnahm, bezeichnet es als erstes und wichtigstes Anliegen der Seelsorge in der Diaspora, inmitten einer glaubenslosen Welt „Gemeinde des HERRN“ zu bilden.²¹ Diese wachse im „Organismus“ der Kirche durch die Verkündigung des Wortes und die Spendung der Sakramente und müsse sich in der Bruderliebe und im gemeinsamen Leben auswirken. Entsprechend müsse sich Diasporaseelsorge besonders bemühen, eine Form der Sakramentspendung zu finden, bei der der Gemeindecharakter der Sakramente sichtbar werde, also etwa die Eucharistie so zu feiern, dass sich die Gemeinde als „*cuncta familia*“ erlebe, und einen Bruderdienst aufzubauen, in dem lebendige Glieder der Gemeinde verantwortlich die Sorge um die Armen und Kranken mittragen. Aufmerksamkeit gelte vor allem den auswärtigen, oft weit vom Pfarrort entfernt gelegenen Gottesdienststationen; dort gelte es nicht nur, einen geeigneten Raum für das Sanktissimum als Herz der Gemeinde zu finden, sondern durch regelmäßige Dorfabende bzw. -tage usw. dafür

²⁰ Diasporaseelsorge heute, in: *Zentralarchiv des Bischöflichen Ordinariates Magdeburg (ZBOM)* – Akte Seelsorgeamt – Sitzungen des Seelsorgeamtes – Protokolle: 1948–1952; 1962–1977.

²¹ *Diözesansynode des Erzbistums Paderborn zu Werl 1948*. Hrsg. v. Erzbischöflichen Generalvikariat in Paderborn. Paderborn 1948, 129–134.

Sorge zu tragen, dass sich die Katholiken auch außerhalb des Gottesdienstes als brüderlich-schwesterliche Gemeinschaft begegneten.

Wie jede Theologie als Reflexion der Glaubensverkündigung, als gedachte Liturgie und durch ihren pastoralen Charakter in dreifacher Weise ihren „Sitz im Leben“ hat²², so reflektierte Aufderbeck die ihm aufgegebene Seelsorge in der Diaspora immer wieder von den drei Grundvollzügen der Kirche, ihrem Propheten-, Priester- und Hirtenamt, her, wobei er stets betonte, dass das ganze Volk in dem dreifachen Dienst an dem entsprechenden dreifachen Amt Christi teilhabe. Die verschiedenen Dienste der Martyria, Leiturgia und Diakonia, die einzelne Personen oder Gruppen in der Gemeinde übernahmen, seien aufeinander hingeordnet, bildeten Kraft göttlicher Einrichtung eine Einheit in wunderbarer Mannigfaltigkeit und hätten ihren gemeinsamen Ursprung in Jesus Christus, der der Lehrer, Priester und Hirt sei. Aufgabe der Pastoral sei es, zu erkennen, dass der Geist auch unter den Gläubigen jeden Standes besondere Gaben austeilt, durch die er diese fähig und bereit macht, für die Erneuerung und den Aufbau der Kirche verschiedene Dienste und Werke zu übernehmen. Solche Gnadengaben müssten, ob von besonderer Leuchtkraft oder schlicht und allgemein verbreitet, mit Dank und Trost angenommen werden, da sie den Nöten der Kirche besonders angepasst und nützlich seien. Eine lebendige Gemeinde werde dort wachsen, wo sich möglichst viele, wenn auch nur für kleine Dienste, verantwortlich wüssten und zusammenhielten.²³

Als Mitglied des Beirates der 1960 konstituierten Arbeitsgemeinschaft der deutschsprachigen Pastoraltheologen verfolgte Aufderbeck interessiert die Diskussion um eine allgemein anerkannte Konzeption, welche die verschiedenen pastoraltheologischen Angebote an den theologischen Fakultäten und Hochschulen von einem theologischen Ansatz her zusammenbinden sollte.²⁴ Zwar konnte Aufderbeck nur an der ersten Tagung der Arbeitsgemeinschaft im Januar 1960 teilnehmen, weil die DDR-Behörden nach dem Mauerbau am 13. August 1961 weitere Reisen in die Bundesrepublik verhinderten, doch entwarf er in einem Briefwechsel mit dem Limburger Regens und Gründungsmitglied der Arbeitsgemeinschaft Fromm einen „Aufriss einer Pastoraltheologie“,²⁵ der sich deutlich von seinen Erfahrung in der Diaspora-Seelsorge herleitet.

²² W. Kasper, *Die Wissenschaftspraxis der Theologie*, in: W. Kern u. a. (Hrsg.), *Handbuch der Fundamentaltheologie 4 (Traktat Theologische Erkenntnislehre. Schlussteil: Reflexion auf Fundamentaltheologie)*. Freiburg–Basel–Wien 1988, 242–277, hier: 243–246.

²³ H. Aufderbeck, *Dreifacher Dienst*, in: J. Braun (Hrsg.) – E. Kiel (Bearb.), *Kirche gestern und heute. Zwischen Elbe und Saale, Börde und Bode. Ein Magdeburgbuch*. Leipzig 1989, 128 f.

²⁴ Vgl. F. G. Friemel, „Nicht die Bekämpfung des Kommunismus, sondern der Aufbau des Leibes Christi ...“ Zur Pastoraltheologie des Erfurter Bischofs Hugo Aufderbeck (1909–1981), in: *Denkender Glaube in Geschichte und Gegenwart. Festschrift zur Gründung der Universität Erfurt vor 600 Jahren und zum 40jährigen Bestehen des Philosophisch-Theologischen Studiums Erfurt*. Hrsg. v. W. Ernst – K. Feiereis (= EThSt 63). Leipzig 1992, 130–148, hier: 130.

²⁵ Gedruckt ebd. 132–137.

Die „Oikonomia Dei“

Aufderbeck geht in diesem Aufriss von Eph 1,20–23 aus, wo er die Oikonomia Gottes dargestellt findet: Jesus Christus, der starb, auferstand und nun zur Rechten Gottes thront, bringt der Welt das Heil durch die Kirche. Dass Aufderbeck seinem Traktat nicht die sonst übliche Abhandlung über die Geschichte der Pastoraltheologie voranstellt, zeigt die für ihn typische Bindung an die Dogmatik, aber auch die Tatsache, dass er nie die Adressaten der Pastoral und die Situation, in der diese stehen, aus dem Auge verliert. Gegenüber einer Seelsorge, die im Laufe der Jahrhunderte die Sichtweise der jungen Kirche verloren hatte, dass der erhöhte Herr seine dauernde Gegenwart verheißen hat und erfahrbar in der Welt präsent ist, und statt dessen weitgehend nur noch psychologische Seelsorge betrieb, will Aufderbecks Konzept in einem ersten Abschnitt verdeutlichen, dass es vor allem das gottmenschliche Wirken in der Welt zu erkennen gelte, den Christus praesens, der hic et nunc am Werk ist, um den Leib aufzuerbauen (oikodomein) und so alles in allem zu erfüllen (pleroun).

Im zweiten Abschnitt entfaltet Aufderbeck dann das „oikodomein to soma“, indem er zunächst die „erste Ekklesia“ behandelt, die sich in, durch und mit dem in der Welt gegenwärtigen erhöhten Christus – durch sein Wort, sein Sterben und Auferstehen und durch die Geistsendung – konstituiert und als Glaubensgemeinschaft, Tischgemeinschaft und Brudergemeinschaft erscheint. Entsprechend müsse es auch Ziel der gegenwärtigen Seelsorge sein, Gemeinde zu bilden als „gläubige“, „priesterliche“ und „brüderliche“ Gemeinde. Dabei sei zu bedenken, dass jede Gemeinde Teil der „Bischofs-Ecclesia“ sei, andererseits aber jede Gemeinde wiederum aus vielen „Ecclesiolae-Familien“ bestünde, für die wiederum die „heilsgeschichtliche Bedeutung Einzelner“ ins Spiel komme. Bemühungen um die Auferbauung der Gemeinde müssten also stets im Blick haben, dass eine solche weder ohne die Auferbauung der „Ecclesia episcopalis“ noch der vielen „Ecclesiolae“ möglich sei und auch der Einzelne – vor allem in der Vereinzelung der Diaspora – nicht aus dem Blick geraten dürfe.

Dass die Ecclesia sich jedoch nicht zum Selbstzweck werden darf – auch nicht in der Diaspora –, sondern über eine mittlerische Funktion verfügt, stellt Aufderbeck im dritten Abschnitt seines Entwurfs dar. Die Kirche soll das Werk Christi vollenden und alles erfüllen. Durch die Kirche, die alle bilden, sollen alle Sachgebiete menschlichen Lebens (ta panta) erfüllt und das Pleroma Christi in allen (en pasin) wirksam werden. Der Kirche seien nicht nur die Menschen anvertraut, die zur Gemeinde gehörten, sondern alle, die im Territorium der jeweiligen Gemeinde wohnten. Darüber sei Seelsorge keineswegs nur die Aufgabe des Priesters, sondern es gehe in der Pastoral um die Sorge aller Gläubigen um alle Männer, Frauen, Kranke, Alte usw. In einer schriftlichen Ergänzung zu seinem Aufriss schrieb Aufderbeck 1963 noch einmal, dass vor allem deutlich werden müsse, dass es um das Werk des Priesters ebenso wie um das gemeinsame Werk der Gläubigen gehe.²⁶

²⁶ F. G. Friemel, *Pastoraltheologie* (wie Anm. 24), 136.

Die Stunde der Kirche

Während Aufderbeck in diesem „Aufriss einer Pastoraltheologie“ im Sinne des formulierten Ziels der Arbeitsgemeinschaft der Pastoraltheologen um „eine allgemein anerkannte Konzeption“ bemüht war und somit die in den mitteldeutschen Jurisdiktionsbezirken vorfindliche Diasporasituation zwangsläufig in gewisser Weise transzendieren musste, ohne dass deshalb sein Entwurf die Situation der Diasporakatholiken seines Wirkungsbereiches weniger als andere getroffen hätte, nahm er in seinem Büchlein „Die Stunde der Kirche“ deutlicher die spezielle Situation der mitteldeutschen Diözesen in den Blick, wenn er – wie er 1977 als Bischof in Erfurt in seinem Quinquennalbericht an den Hl. Stuhl formulierte – von der Analyse ausgehend, dass die katholische Kirche in der DDR eine Diasporakirche sei und in einer Gesellschaftsordnung lebe, die auf dem Boden des Marxismus-Leninismus aufbaue, was bedeute, dass das öffentliche Leben von materialistischer Ideologie, sozialistischer Ethik und kommunistischer Futurologie geprägt ist²⁷, „eine systematische planvolle Seelsorgearbeit“²⁸ anstrebe. In einer Umwelt, in der Mensch und Kollektiv fast ausschließlich vom Funktionellen, Rationellen, Produktiven, vom Planbaren, Machbaren und Verwertbaren verstanden und bewertet würden, habe die Kirche gerade da eine große Chance, wo sie „die natürlichen und geistlichen Werte sichtbar und erfahrbar macht, die erst ein volles und frohes Menschsein ermöglichen“. Die Diaspora-Gemeinden hätten eine besondere Chance, wenn jede Gemeinde versuche, „die verborgene Nachfrage nach dem Geist des Evangeliums wahrzunehmen und sich darzustellen als brüderliche Gemeinde, in der jeder angenommen ist; prophetische (kritische) Hilfen gegeben werden für das, wo ein Christ sich engagieren kann und für das, wozu er Nein sagen muss; feiernde Gemeinde, die zuerst zusammenkommt, um Gottes Herrlichkeit zu preisen und sich von Gott beschenken zu lassen; überzeugende (bekennende) Gemeinde, die da lebt, wo die anderen leben, aber anders und so ein Zeichen setzt; dienende Gemeinde, die sich besonders der Armen annimmt, d. h. derjenigen, die vom System als Bürger zweiter und dritter Klasse behandelt werden; pilgernde Gemeinde, die sich aufmacht zu allen Zeitgenossen und auf dem Weg durch die Zeit in das Haus Gottes führt; [und schließlich als] hoffende Gemeinde, die weiß, dass Kirche überall leben kann und dass Gott auch den Weg durch verschlossene Türen geht.“²⁹

Indem Aufderbeck – wie oben gesehen – davon ausgeht, dass es Pastoral immer sowohl mit der Wirklichkeit Gottes als auch mit der Situation der Welt zu tun hat, wendet er sich im ersten Teil seiner „Handreichung“ („Der Turmbau zu Babel – *Regnum hominis*“) dem konkreten Ort und der konkreten Zeit zu. Er schildert die Verhältnisse, denen sich die Kirche in den mitteldeutschen Diözesen ausgesetzt sieht: sie sei mit einem System konfrontiert, das nicht nur – wie zunehmend im mit-

²⁷ *Quinquennalbericht des Apostolischen Administrators von Erfurt und Meiningen, Bischof Hugo Aufderbeck, über den Bereich des Bischöflichen Amtes Erfurt-Meiningen im Quinquennium 1972/1977*, in: *Bischöfliches Ordinariat Erfurt*, 107 f.

²⁸ Ebd., 13.

²⁹ Ebd., 108–110.

teleeuropäischen Raum – ohne Religion und Kirche auskomme, sondern das gegen die Religion und gegen die Kirche eingestellt sei, das sich auf eine Ideologie stütze, die in letztem Gegensatz zum Evangelium stehe, und das einen militärischen, propagandistischen Atheismus hervorbringe. Aufderbeck referiert und erläutert die wichtigsten Thesen der materialistischen Weltanschauung und will vor allem aufzeigen, wie der dialektische und historische Materialismus Weltbild, Menschenbild, Geschichtsbild und Gesellschaftsbild, das Bild von Ehe und Familie, die Vorstellung über Religion usw. prägt, um daran zu verdeutlichen, dass dieses System durchweg atheistisch ist und materialistische Ideologie und Evangelium nicht friedlich koexistieren können. Indem Aufderbeck in seiner Betrachtung des Umfeldes der Seelsorge in den mitteldeutschen Diözesen bezüglich der Zeitschilderung und der Situationsanalyse fast ausschließlich Marxismusschilderung und Ideogeanalyse betreibt, er dem christlichen Glauben als den einen entscheidenden Gegenpart den mit dem Kommunismus verbundenen Atheismus und Materialismus gegenüberstellt, kann man von einer gewissen Engführung seiner Pastoraltheologie sprechen, doch wird gerade hier deutlich, dass er letztlich nicht als Philosoph, sondern als Theologe und mit den Gläubigen gemeinsam Betroffener argumentiert.³⁰

Im zweiten Teil („Der Dombau im Heiligen Geiste. *Regnum Dei*“) geht es Aufderbeck dann um die „actiones pastorum“, auf die er im eigentlichen abzielt und für deren Darstellung der erste Teil nur den Ausgangspunkt bildet. Er stellt die Frage, in welcher Weise Seelsorge unter den gegebenen Verhältnissen zu betreiben, worauf besonders zu achten und welche Akzente zu setzen seien. „Hic et hodie“ wolle Christus sein Königtum aufrichten, und hier und jetzt sei demzufolge für die Christen ihre Sendung zu suchen und zu finden. Priester und Gläubige dürften sich nicht in ein Ghetto zurückziehen, sondern müssten den Blick auf die Zeit richten und den Weg in die Welt gehen. Entsprechend könnten Christen zu den Fragen der Zeit nicht schweigen und schon gar nicht zu allem „Ja und Amen“ sagen. Aufderbecks derartigen pastoralen Bemühungen ist es wohl wesentlich zu verdanken, dass sich die Kirche in der DDR nicht – gepresst in ein kirchenpolitisch motiviertes Korsett taktischer Erwägungen – in eine Haltung des „Winterschlafes“, des „Nur-Überintern-Wollens“ zurückzog. Durch die Kirche, durch Bischöfe, Priester und Laien, die erfüllt seien vom Hl. Geist, vollziehe der Herr in Zeit und Raum die Aufrichtung seines Königtums durch seine „diakonia“, „martyria“ und „leiturgia“. Entsprechend widmet sich Aufderbeck in seinen Überlegungen – jeweils die Seite der Priester und die der Gläubigen betrachtend – in drei Abschnitten der Martyria (der priesterlichen Verkündigung und dem Zeugnis der Christen), der Diakonia (der priesterlichen Hirtenaktivität und dem Königtum der Gläubigen) und der Leiturgia (dem Priestertum der Priester und der Gläubigen).

Dabei stellt er etwa heraus, dass sich priesterliche Verkündigung als kerygmatisches Wort zur Auferbauung und als prophetisches Wort zur Entscheidung vollziehe, aber auch an der Notwendigkeit zur Apologetik nicht vorbeigehen könne. Letztlich ziele die priesterliche Verkündigung auf das Zeugnis der Gläubigen, auf den im

³⁰ F. G. Friemel, *Pastoraltheologie* (wie Anm. 24) 141, 147 f.

Alltag verwirklichten Glauben. Je weniger Bildstöcke, Wegkreuze, Kirchtürme angesichts der materialistisch geprägten Gesellschaft zu finden seien, die die Menschen an Gott erinnerten, so die Forderung Aufderbecks, desto mehr müssten Christen „Denk-Mal“ Gottes in der Welt sein. Verkündigung und Zeugnis seien in der gegenwärtigen Situation nötiger denn je, denn wo die Wahrheit durch entsprechende Haltungen oder Handlungen (in *habitu et in actu*) verkündigt und bezeugt werde, da wachse mitten in der Welt das Reich Gottes.

Die Diakonia des Priesters müsse sich neben der Sorge um die Mitglieder der Pfarrgemeinde, die es zu sammeln, zu formen und zu führen gelte, auch auf alle in deren Territorium lebenden Personen richten. Der Seelsorger müsse die Sorge um das ewige Heil aller wach halten. Da die Gläubigen durch Taufe und Firmung an der Macht und Güte des Königiums Christi partizipieren, obliege auch ihnen für ihre Umwelt ein Führungsdiensst und die Teilhabe an Seiner Hirtensorge: in Beruf, Ehe, Familie, Wirtschaft, Wissenschaft und Politik müssten sie die Herrschaft Christi zu verwirklichen suchen, jeder in dem konkreten Stück Welt, in dem er lebe; dies sei selbstverständlich nur möglich, wenn er sich mit der Welt einlässe.

Bezüglich der Leiturgia, dem besonderen und dem gemeinsamen Priestertum, weist Aufderbeck darauf hin, dass auf die Einseitigkeiten des Materialismus nicht mit neuen Einseitigkeiten reagiert werden dürfe. Dem vergötzenden Materialismus dürfe kein häretischer Spiritualismus, der Sehnsucht nach einer himmlischen Welt kein weltloser Himmel, der Sehnsucht nach dem neuen Menschen nicht die Botschaft vom Menschen, der nur Staub ist, und der Sehnsucht nach der großen Völkergemeinschaft nicht die Verkündigung der individualistischen Seligkeit gegenübergestellt werden. Eine Ablehnung der Materie sei durch die Offenbarung nicht gedeckt; statt dessen müsse deutlich gemacht werden, dass jede geschöpfliche Wirklichkeit innerlich auf das „pleroma“ der Gnade hingeordnet sei. Durch die vom Priester vollzogene „oblatio“, die „consecratio“ und die „benedictio“ geschehen in der Liturgie große Dinge mit der Materie, werde symbolträchtig die „oblatio omnium rerum“ vollzogen, gelange die Materie, stellvertretend für alle Dinge in den Gestalten von Brot und Wein, zu ihrer höchsten Spitze. Die „consecratio panis“ begründe im letzten die „consecratio mundi“. Angesichts der propagierten Ersatzriten der atheistischen Gesellschaft müssten die Gläubigen auf die große Bedeutung der Sakramente für die Genesis des Gottesvolkes hingewiesen werden. Die Gläubigen seien daneben aber ausdrücklich zur Ausübung des ihnen durch die Taufe übertragenen Priestertums aufgefordert. Aufderbeck charakterisiert das Priestertum der Gläubigen durch die Begriffe des „intercedere“ (Stellvertretung des Einzelnen für die Sache des ganzen Menschengeschlechtes), des „offere“ (Darbringung für sich und die Welt), des „pati“ (Mitwirkung an der Erlösung durch das Mitleiden mit der Kirche), des „distribuere“ (stellvertretende Sühne für die Schwestern und Brüder in der Welt) und des „benedicere“ (Anteil jedes Christen an der Segensgewalt).

Aufderbeck schließt seine Überlegungen mit der Aufforderung, die Hoffnung nicht zu verlieren. Gott habe seine eigenen Wege; vielleicht seien auch die Atheisten, welche die Wirklichkeit suchten und sie in der Materie zu finden glaubten, die den Menschen als den Erlöser der Welt und die irdische Gesellschaft als das Paradies ansähen, letztlich auf dem Weg zu Gott. Und „warum“, so Aufderbeck aus heu-

tiger Sicht geradezu prophetisch, „sollte der Kreml ... nicht eines Tages der Ort sein, von dem aus ‚der leuchtende Morgenstern‘ über den Völkern des Ostens aufgeht?“

Pastoral für eine „Kirche in der DDR“?

Die Synode des Bundes der Evangelischen Kirchen bekannte sich auf ihrer Versammlung in Eisenach vom 2. bis 6. Juli 1971 zum DDR-Staat und zur Mitarbeit in der sozialistischen Gesellschaft. Damit legte sie den Grund für die später viel diskutierte und umstrittene Formel der „Kirche im Sozialismus“. Während die Formel im Geist der Synoden wohl als Standortbestimmung zu verstehen ist, welche die Existenz von Kirche im sozialistischen System feststellte und *trotz* Sozialismus in diesem Land Kirche und kirchliches Leben einforderte, gab es aber auch Kreise, die auf diese Weise zum Ausdruck bringen wollten, dass sie in „kritischer Solidarität“ zum Staat kirchliches Leben in der DDR gestalten wollten. Es liegt auf der Hand, dass diese Formel die Gefahr ideologischer Vereinnahmung barg.³¹ Obwohl die katholischen Bischöfe – oft in bewusster Abgrenzung von der protestantischen Formel – dezidiert darauf bedacht waren, die Distanz zum atheistischen Staat auch verbal konsequent zu wahren, ist abschließend festzustellen, dass sich im Laufe der Jahre durchaus ein Selbstverständnis einer „katholischen Kirche in der DDR“ herausgebildet hat. Ein Blick auf die so speziell der konkreten vorfindlichen Situation angepassten pastoralen Strategien, welche unter anderen Bedingungen, ja selbst in späteren Phasen der DDR kaum Anwendung hätten finden können, legt diese Annahme mehr als nahe.

Auf dem Kölner Katholikentag von 1956 äußerte der Meißenener Bischof Otto Spülbeck (1904–70) erstmals öffentlich diesbezügliche Überlegungen, als er in seiner Predigt am 1. September davon sprach, dass die Christen in diesem Lande in einem Haus lebten, dessen Grundfesten sie nicht gebaut hätten und dessen tragende Fundamente sie sogar für falsch hielten. Wenn sie also in diesem Haus leben müssten, dann könnte die gemeinsame Frage nur dahingehend lauten, wer in diesem Haus die Treppe sauber mache. Die Christen würden gern dazu beitragen, dass es selbst in diesem Haus noch menschenwürdig zuginge, doch könnten sie kein neues Stockwerk auf ein Fundament setzen, welches sie für falsch hielten.³² Während Aufderbeck – wie erwähnt – davon ausging, ihm sei das Los auf dieses Land gefallen, und er die mitteldeutsche Diaspora als Berufung, als aufgegeben verstand, ging sein Nachfolger als Bischof in Erfurt Joachim Wanke (* 1941) noch einen Schritt weiter, wenn er 1981 davon sprach, dass dieses Land nicht nur sein Los, sondern seine Hei-

³¹ H.-A. Raem, *Ökumene in der DDR*, in: E. GATZ (Hrsg.), *Katholiken in der Minderheit (= Geschichte des kirchlichen Lebens in den deutschsprachigen Ländern seit dem Ende des 18. Jahrhunderts. Die Katholische Kirche 3)*. Freiburg–Basel–Wien 1994, 196–201, hier: 196 f.

³² O. Spülbeck, *Wir halten die Fundamente für falsch* (Predigt beim 77. Deutschen Katholikentag in Köln am 1. September 1956); gedruckt in: G. Lange u. a. (Hrsg.), *Katholische Kirche – Sozialistischer Staat. Dokumente und öffentliche Äußerungen 1945–1990*. Leipzig 1992, ²1993, 98–103, hier: 101 f.

mat sei. In diesem gesellschaftlichen Umfeld habe er seine geistige und religiöse Entwicklung erfahren. Die Christen *wollten* in dieses Land gehören, nicht weil sie nicht anders könnten, sondern weil sie um dieses Landes willen, um seiner Menschen willen einen Weg suchen wollten, das Evangelium Jesu Christi auf „mitteldeutsch“ zu buchstabieren.³³ Die fortschreitende Entwicklung hin zu einem Bewusstsein von „Kirche in der DDR“ dokumentierte schließlich der damalige Berliner Bischof Joachim Kardinal Meisner (* 1933) auf dem Dresdener Katholikentreffen 1989, wo er formulierte, dass auf dieses Land Gottes Wort gefallen sei und darin Wurzeln schlagen wolle. Die Weisen aus dem Morgenland seien seinerzeit dem Stern von Betlehem gefolgt; die Kirche, die Christen in diesem Lande möchten ihre Begabungen und Fähigkeiten in diese Gesellschaft einbringen, ohne dabei aber einem anderen Stern folgen zu sollen als dem von Betlehem.³⁴

In der „Stunde der Kirche“ hatte dieses sich als lebens- und überlebensfähig erwiesen, war nicht zuletzt in der Pastoral ein Weg geebnet worden, an dessen Ende die mitteldeutsche Diaspora nicht mehr als „Anlass zu Kleinmut“³⁵, als „Land der Abgeschriebenen, der nur mühevoll am Leben Bleibenden“ betrachtet wurde, sondern als zum Leben der Kirche gehörig „wie der Regen zum Wachsen und Werden der Saat hin zur Frucht, als „hoffnungsvolles Zeichen, dass Gott lebt, wo immer Glaube und Vertrauen in den Herzen der Menschen leben.“³⁶ Die Errichtung von Bistümern in Erfurt, Magdeburg und Görlitz hat diese Entwicklung 1994 universal-kirchlich bestätigt.

Clemens Brodkorb, München

³³ J. Wanke, *Der Weg der Kirche in unserem Raum. Versuch einer pastoralen Standortbestimmung* (Vortrag auf den Priesterkonferenzen in Erfurt und Heiligenstadt im Oktober 1981), in: Ders., *Last und Chance des Christseins. Akzente eines Weges*. Hrsg. v. K.-H. Ducke – W. Weinrich. Leipzig 1991, 12–28, hier: 13.

³⁴ J. Meisner, *Gottes Macht – unsere Hoffnung* (Predigt beim Katholikentreffen in Dresden am 12. Juli 1987), gedruckt in: G. Lange u. a., *Katholische Kirche – Sozialistischer Staat* (wie Anm. 32), 332–334, hier: 333.

³⁵ E. K. [Elfriede Kiel], *Diaspora*, in: J. Braun – E. Kiel, *Kirche zwischen gestern und heute* (wie Anm. 32), 62 f.

³⁶ J. Braun, in: ebd., 6.